

Drei Charakterköpfe des vormärzlichen Liberalismus.

Sobald man in der Geschichte des deutschen Parteiwesens ein wenig rückwärts über das Jahr 1848 hinaussteigt, betritt man schwieriges Gebiet. Es fehlt da zwar nicht an politischen Bestrebungen, an Versammlungen, Schriften, Kämpfen für und gegen das herrschende Regierungssystem aus dem Kreise der Untertanen. Aber Parteien in unserem Sinn, Massenbewegungen fehlen doch fast ganz. Der bei weitem größte Teil des deutschen Volkes war gegenüber den Fragen der Politik — abgesehen von wenigen kurzatmigen Aufwallungen — nahezu gleichgültig. Nur eine dünne Oberschicht von Gebildeten kämpfte um politische Rechte. Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens und dem Ideenreichtum der damaligen deutschen Bildung, die aus den geistigen Strömen von der Aufklärung bis zur Romantik gespeist war, waren die politischen Überzeugungen, Wünsche und Ziele auch dieses kleinen Kreises wieder äußerst verschieden und widerspruchsvoll.

Die ersten, vielleicht etwas voreiligen Versuche, in diesem vielgestaltigen Leben feste Wege abzustekken, die politischen Gedanken und Persönlichkeiten nach den Begriffen unseres Parteiwesens zu ordnen und weiter zu ihren geistigen Quellen und Hemmungen vorzudringen, haben scharfe Kontroversen ausgelöst. Diese literarischen Fehden, an denen unsere ersten Geschichtsforscher sich beteiligt haben, haben zweifellos vertiefend gewirkt. Der Gewinn der Aussprache war aber mehr der, daß sie die Schwierigkeiten der parteimäßigen Erfassung eines so individuellen Lebens aufdeckte und vor einer Systematisierung, namentlich auf Grund heutiger Parteivorstellungen warnte, als der, daß sie Methode und Ziel der parteigeschichtlichen Erforschung dieser an politischen Ideen so reichen Zeit festgestellt hätte. Da stehen sich die Ansichten noch hart gegenüber. Ist die Aufgabe der älteren deutschen Parteigeschichte nur die geistesgeschichtliche Erforschung einzelner politischer Ideen und Denker oder darüber hinaus die Geschichte politischer Gruppenbildung als Vorläufer der heutigen Parteien?

Einige neue Arbeiten zur Geschichte des Liberalismus vor 1848, die im Folgenden etwas näher gewürdigt werden sollen, bringen den Erweis, daß beides zugleich erreicht werden kann. Sie gelten drei einflußreichen Politikern, deren Wirksamkeit in den Vormärz fällt: Friedrich Christoph Dahlmann, dem Theoretiker, Karl Gutzkow, dem gewandten Literaten, und dem damals vielgenannten Parlamentarier Friedrich Daniel Bassermann¹. Die drei Männer zeigen bei weitgehenden Verschiedenheiten ihrer Auffassungen und bei starkem Wandel ihrer Anschauungen doch so charakteristische gemeinsame Züge in

¹ Hermann Christern, Friedrich Christoph Dahlmanns politische Entwicklung bis 1848. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liberalismus. 8° (248) Leipzig 1921, H. Haessel. — Ludwig Maenner, Karl Gutzkow und der demokratische Gedanke. (Historische Bibliothek, Band 46. Herausgeg. von der Redaktion der Histor. Zeitschrift.) 8° (X u. 149 S.) München und Berlin 1921, R. Oldenbourg. — Axel v. Harnack, Friedrich Daniel Bassermann und die deutsche Revolution von 1848/49. (Historische Bibliothek, Band 44. Herausgeg. von der Redaktion der Histor. Zeitschrift.) 8° (113 S.) München und Berlin 1920, R. Oldenbourg.

ihrer Gesamteinstellung gegenüber dem bestehenden Staat, daß wir sie mit Recht zusammenstellen und in Beziehung setzen zu der späteren liberalen Partei. Es sind Charakterköpfe des Liberalismus, und ihre einflußreiche Tätigkeit war Vorarbeit für diese Partei. Die drei Bücher geben auch einen Wink, wie zu arbeiten ist, wenn die Parteigeschichte ihre Doppelaufgabe lösen soll. In fleißigen Einzelarbeiten müssen vor allem politisch führende Männer auf ihre Ideen und ihren tatsächlichen Einfluß geprüft werden — nicht mit Begriffen einer späteren Zeit, nicht dogmatisierend, sondern von ihrem Standpunkt, von ihren Voraussetzungen aus; dann ergeben sich von selbst ideenhafte und vielleicht auch sachliche Zusammenhänge nach vorwärts und rückwärts, die nicht hineinkonstruiert, sondern aus den Tatsachen herausgeholt sind; dann werden in dem vielgestaltigen Leben der vormärzlichen Politik wohl bald sicherere Wege abgesteckt werden können.

Geistig ist von den drei Männern Dahlmann bei weitem der Bedeutendste. Wir besitzen über ihn, der gleich groß ist als Mensch, Historiker und Staatstheoretiker, schon eine stattliche Literatur. Wieviel aber trotzdem für die Kenntnis seiner politischen Leistung noch zu schaffen blieb, zeigt wohl am deutlichsten die Tatsache, daß bis in die letzte Zeit gestritten wurde, ob er der liberalen oder der konservativen Richtung anzugliedern sei. Christern hat diese Unsicherheit wohl endgültig zu Gunsten der Liberalen entschieden. Die Art, wie er es tut, wie er die Entwicklung und Form der hauptsächlichsten Staatsgedanken Dahlmanns aus seiner Herkunft und Umwelt, aus seiner wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit, aus seinen historischen und politischen Schriften mit feiner Einfühlung herauslöst und verfolgt und dann schließlich in klaren Sätzen zusammenfaßt, ist mustergültig. Mit den Werturteilen über die Politik Dahlmanns wird man sich aber kaum ganz einverstanden erklären können. Christern ist wie leider so viele unserer Historiker ganz an dem Machtstaatsgedanken orientiert, eine Einstellung, die eine gerechte Beurteilung anderer Staatsfaktoren und älterer politischer Schulen, z. B. der romantischen, erschwert.

Dahlmann (geb. 1785) brachte für seine politische Aufgabe den ganzen reichen Ideenschatz der deutschen Bildung aus der Zeit des Idealismus und Klassizismus mit, der durch die Romantik und die historische Schule gerade neu befruchtet war. Dazu besaß er von Haus aus bei aller Begeisterungsfähigkeit eine historisch-kritische Einstellung, eine gewisse Nüchternheit des Urteils, die ihn auch das Erhabene am Wirklichen, am Geschichtlichen messen ließ. Nicht aus den Höhen der Abstraktion besah er die Dinge, sondern baute sein System auf den Grund der Tatsachen, so wie er sie in der Geschichte zu sehen glaubte, nicht ohne eine kleine Beimischung von Pedanterie und Schulweisheit. Endlich schob ein gütiges Geschick ihn zur rechten Zeit an eine Stelle, wo er eine bestimmte politische Einzelfrage zu lösen hatte, eine Frage, die ihn mitten ins politische Leben stellte, die zugleich auch zu geschichtlicher Vertiefung zwang: als Professor in Kiel sollte er die Rechte des holsteinischen Adels gegen den alles Eigenleben ertötenden Absolutismus Dänemarks verteidigen. Das zwang zu eindringenden Forschungen über die Rechtslage dieser uralten Privilegien. In dem Kampfe, den der junge Gelehrte aus einer rein ständischen Angelegenheit zur Sache des ganzen holsteinischen Volkes und aus

einer Rechtsfrage zum Streit um ethische Güter, Nationalität und Freiheit zu erheben suchte, kam er von selbst zum Verfassungsproblem, das nun ganz vorherrschend sein politisches Denken beherrschte, vor dem auch die nationale Frage, die deutsche Einheitsfrage, zurücktreten mußte. Er studierte die englische Konstitution. In ihr — er kannte sie nur in der üblichen verschönernten Darstellung — glaubte er eine durch keine fremde Beirat abgelenkte Weiterentwicklung der altgermanischen Volksverfassung, so wie er diese aus seinen historischen Studien sich zurechtgelegt hatte, wiederzuerkennen. Es war das für ihn ein Erlebnis von dauernder Bedeutung.

Von da ist die englische Verfassung für ihn das Ideal, wie die Freiheitsfrage zu lösen sei. Doch sein gesunder Blick für Wirklichkeit bewahrte ihn vor einfacher Nachahmung. Andere Elemente für sein Idealbild einer freien Verfassung entnahm er der Geschichte, besonders der deutschen, die er nun ständig mit dem Blick auf die Freiheitsfrage studierte und schrieb, den vorhandenen Rechtseinrichtungen und den großen Ideen, die seine ausgedehnte literarische Bildung ihm vermittelt hatte. So entstand eine Synthese aus den verschiedensten Bestandteilen, in der Naturrecht, Idealismus und romantische Staatsphilosophie, englische und germanische Verfassungsformen von einem starken Geist im Feuer der Geschichte zusammengeschmolzen wurden. Die wesentlichen Elemente seines Verfassungsbildes waren schon in Kiel fertig; ständig weiter ringend und bessernd, hat er es dann in seiner „Politik“ als Professor in Göttingen 1836 abgeschlossen und veröffentlicht.

Der Staat, den Dahlmann hier zeichnet, ist die konstitutionelle Monarchie, ein fein abgewogenes System gleichberechtigter Kräfte. Von Volkssouveränität wollte Dahlmann im Gegensatz zu manchen süddeutschen Demokraten nichts wissen, aber ebensowenig auch von Gottesgnadentum; er dachte sich an der Spitze des Staates ein kräftiges Volkskönigtum, stark genug, als aktives Element im staatlichen Leben alles Nützliche durchzusetzen, aber durch die Volksvertretung, die sich in ein Ober- und Unterhaus gliedert, gehindert, seine Macht auf Kosten der Volksfreiheit zu erweitern. Der Bürger ist nach Dahlmann dazu da, im Dienste des Staates die Vollendung seiner Persönlichkeit zu erreichen, wie der Staat es als letzte Aufgabe nach innen hat, die Bildung, die bisher nur einem kleinen Kreise beschieden war, der Allgemeinheit zu verschaffen. Nach außen soll sich der Staat eingliedern in die Familie freier Völker. Haben die großen Staaten einmal alle freie Verfassungen, dann ist der Weltfriede, der ewige Friede gesichert. So werden die Ideale vom Weltbürgertum und der freien Persönlichkeit, die bis dahin den Menschen staatsfremd gemacht hatten, in den Dienst des Staates gestellt — bei aller noch vorhandenen Ideologie ein gewaltiger Schritt vorwärts zu einem vollkommeneren Staatsbegriff. Was Dahlmann in der Folge noch in seinen Staatsanschauungen änderte, ging alles weiter in dieser Richtung zum starken Staate hin.

Das Land, dem der Politiker seine Verfassung zudachte, war Preußen. Obwohl von Haus aus mit einer guten Dosis Widerwillen gegen Preußen erfüllt, entschied er sich schon damals für die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage. Österreich hielt er wegen seiner inneren Verhältnisse für unfähig zu einer freien Verfassung nach seinem Ideal. Die Annahme der Konstitution

aber war für ihn die Voraussetzung der Führung in Deutschland. Er dachte sich die deutsche Einigung aber auch nicht als straffe Zusammenfassung zu einem festen Staate. Preußen, so meinte er, werde nach der Durchführung der konstitutionellen Monarchie von selbst die Führung oder richtiger ein kultureller Vorrang in einem losen deutschen Bunde zufallen. Für außenpolitische und wirtschaftliche Fragen ging Dahlmann wie den meisten Politikern seiner Zeit eben das Verständnis ab; er steckte noch viel zu tief in den Ideen des Idealismus und in einer noch ganz einseitig am Individuum orientierten Staatsethik.

Den historischen Unterbau seiner „Politik“ lieferte Dahlmann nach seiner Vertreibung aus Göttingen — er war einer von den sieben Professoren, die der absolutistische König Ernst August von Hannover 1837 des Landes verwiesen hatte — in seiner „Geschichte Dänemarks“. Beide Werke gehören, wie Christern zeigt, ganz zueinander. Auch die späteren berühmten Bücher über die englische und die französische Revolution sind mit dem Blick auf die Gegenwart geschrieben, um Einwände gegen das System der konstitutionellen Monarchie zu lösen und vor den Gefahren zu warnen, die Deutschland bedrohen, wenn der Umbau des absoluten Staates in einen freien Verfassungsstaat nicht rechtzeitig erfolge. In seinem politischen Idealstaat hat Dahlmann bis 1848 nichts Wesentliches mehr geändert, die Zeit seiner Bonner Lehrtätigkeit war vor allem der Werbearbeit gewidmet. Seine Gedanken sind auch tief eingedrungen. Sie haben, wie Christern in einem schönen Bilde zusammenfassend sagt, dem Meere der Meinungen ein Stück festes Land abgerungen, auf dem sich ein neues politisches Geschlecht ansiedeln konnte. Ihm ist es zum guten Teile zuzuschreiben, wenn 1848 nach den ersten Unruhen die gemäßigte Richtung die Oberhand gewann, und wenn man in Frankfurt nicht jäh mit der Vergangenheit brach, sondern an die großen Gedanken der Vorzeit anknüpfte und sie in die Verfassungspläne hineinzubauen strebte. Den eigentlichen Bruch mit den Staatsgedanken der Vergangenheit vollzog dann Bismarck.

Sind in Christerns Buch die großen Linien der politischen Entwicklung Dahlmanns fein in das Leben des Gelehrten eingebaut, so hat Maenner in seiner Studie über Gutzkow Leben und politische Gedankenwelt getrennt. Nach einem kurzen, mit kräftigen Strichen gezeichneten Lebensbild legt er das ganze politische Gedankengut des Dichter-Politikers vor in systematischer Ordnung nach allgemeinen Gesichtspunkten und den besonderen politischen Fragen vor 1848. Bietet Christern mehr Entwicklung, so gibt Maenner reicheren, vollständigeren Stoff. Und es möchte scheinen, daß beide recht getan. Während Dahlmanns Denken durchaus mitbestimmt wird durch den äußeren Lebenslauf, ist die Gedankenwelt des unsteten Literaten viel losgelöster von äußeren Verhältnissen. Jedenfalls ist Maenner dadurch der Gefahr entgangen, zu systematisieren, wo so oft volle Systemlosigkeit herrscht, wo jeder Zusammenhang fehlt. Maenner läßt uns unverhüllt hineinsehen in den brodelnden Hexenkessel aufsteigender und versinkender Ideen, wie ihn das „Junge Deutschland“ zusammengebraut hatte. Doch wird durch eine Überfülle kühner Bilder, versteckter Andeutungen, geistvoller Antithesen und Formulierungen das wirbelnde Bild noch bewegter, noch schwerer aufzufassen.

Gutzkow, der weiteren Kreisen fast nur noch als Literat, als Verfasser vielbändiger Romane und einiger Lustspiele bekannt ist, steht eine Generation

hinter Dahlmann. Er war geboren 1811 in Berlin, wo sein Vater eine niedrige Stellung am Königshofe bekleidete. Aus dem Dunkel der elterlichen Behausung stand der Blick weit offen in das helle Licht des vornehmen Lebens. Schon früh bäumte der stolze, begabte Knabe sich auf gegen die Armut und demütige Niedrigkeit seiner Herkunft, und mit ganzem Eifer warf er sich auf das Studium, von einem unbändigen Drang nach oben erfaßt. Mit der Religion, die ihm in der Gestalt pietistischer Gefühlsfrömmigkeit entgegentrat, brach er, nüchtern und kritisch wie er seinem ganzen Wesen nach war, bereits in jungen Jahren. Auf der Universität seiner Vaterstadt geriet er in den Bann Hegels, und aus der Hand des Meisters erhielt er am 3. August 1830 die goldene Medaille für eine gelöste Preisaufgabe. Aber in der gleichen Stunde erfuhr er auch den Sturz des alten französischen Königtums durch die Pariser Julirevolution, und nun war es zu Ende mit dem ruhigen Studium. Er hat wohl noch seinen Doktor gemacht und ist später noch des öfteren auf Universitäten zurückgekehrt, aber seine Hauptarbeit galt der Gegenwart, dem neuentflammten Kampf um die Freiheit. Zunächst schloß er sich an Wolfgang Menzel, den deutschstümelnden Demokraten, und an die südwestdeutschen Liberalen an, aber rasch wuchs er mit seinem Radikalismus über diesen Kreis hinaus und begann ein unstatetes Wanderleben durch ganz Deutschland hin. In den Zeitschriften, die er begründete, kämpfte er gegen die alte Ordnung an: wenn er es konnte, offen, wenn man es ihm verwehrte, unter der Hülle der literarischen Kunst.

In der Heimat hatten sich inzwischen große Wandlungen im Geistesleben vollzogen. Die politische Romantik, die sich zu tief mit dem reaktionären Staat eingelassen hatte, hatte an Werbekraft verloren. Das „Junge Deutschland“ griff wieder zurück zum Klassizismus und Nationalismus, zur Freiheit und zum Weltbürgertum und gelangte in rücksichtsloser Logik weiter zur Anarchie gegenüber dem Staat und zur sittlichen und religiösen Bindungslosigkeit im Eigenleben, ohne doch die Ideen der verhaßten Romantik und des Idealismus ganz abschütteln zu können. Guckow ist schon bald mitten in dieser Bewegung drin. Des Lebens Not, ein unbezähmbarer Drang nach Macht und Geltung, der in der Kindheit schon eingesogene Haß gegen die alte starre Ordnung beflügelte und entzündete seine nie müde Feder. Ein sprühender Geist und ein umfassendes, stets weiter ausgedehntes Wissen machen ihn trotz seiner zwanzig Jahre rasch zu einem der führenden Köpfe des „Jungen Deutschland“. Aber das Übermaß in der literarischen Produktion und die stete Unruhe des Journalistenlebens hindern ihn auch, sich ernsthaft mit den ihn umwogenden Ideen auseinanderzusetzen. Auf den Augenblick eingestellt, von eigenen und fremden Stimmungen abhängig, greift er auf, was der Augenblick ihm zuwirft. Ihm fehlte die Tiefe und wissenschaftliche Abgeklärtheit eines Dahlmann, aber gewirkt hat er auf die Zeitgenossen durch die Geschmeidigkeit seines Wortes, das alle Stimmungen: Rührung, Hohn und Wig, zu treffen wußte, nicht weniger als der ernste niederdeutsche Politiker.

Der Staat setzte sich bald gegen die kühnen Angreifer zur Wehr. Schon Ende 1835 erfolgten Verbote der Schriften der „Jungen Deutschen“ in einzelnen Ländern, dann durch den Bundestag für ganz Deutschland. 1836 wurde Guckow in Mannheim wegen „verächtlicher Darstellung des Glaubens“ zu

einem Monat Gefängnis verurteilt. Diese Haft und die nachfolgende lange Überwachung durch Polizei und Spigel, die Hemmung durch die Zensur und der harte Kampf ums Leben haben ernüchternd auf den Idealisten eingewirkt. Eifersucht und Streit gegen seine Gesinnungsgenossen und bei aller Überzeugung von sich selbst doch ein tiefes Mißtrauen in die eigenen Kräfte taten ein übriges. Langsam wendet er sich ab von seinem politischen Radikalismus. Der Politiker wird mehr und mehr zum Künstler, soweit der literarische Frondienst, an den ihn fast immer die drückenden Vermögensverhältnisse ketteten, und die verstandesmäßige Begabung und nüchtern kalte Art ihn zum Künstler überhaupt befähigten. Maenner glaubt den Wandel in dem Lustspiel „Richard Savage“, das Guckow 1839 schrieb, zuerst deutlich feststellen zu können. Während Guckow sich so mehr und mehr vom Lärm und Streit des öffentlichen Lebens wegtwandte, wuchs eine neue politische Generation in Deutschland heran; Ruge, Karl Marx und die politischen Lyriker sind jetzt die Führer im Kampfe; Guckow stand ihren neuen Gedanken fern. Schon 1846 war der frühere Demagog reif für eine Staatsstelle; er wurde Dramaturg in Dresden. Beim Ausbruch der deutschen Revolution war er eben in Berlin. Noch einmal loderte das alte Freiheitsfeuer in seiner Seele auf, aber er war doch schon einer der Alten und fand nur wenig Widerhall. Als Literat hat Guckow noch viele Jahre nach 1848 weiter geschafft, seine besten Werke fallen in diese Periode seines Lebens. Er starb 1878 in Sachsenhausen bei Frankfurt in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember von dem Rauch eines Zimmerbrandes, den er selber schlaftrunken entzündet hatte. Seine politische Bedeutung liegt, wie Maenner wohl mit Recht betont, in den dreißiger und zu Beginn der vierziger Jahre.

Man darf bei Guckow kein geschlossenes, sich logisch entwickelndes System erwarten. Er war Agitator und Tagesschriftsteller, bestimmt durch seine Opposition gegen Staat und Kirche, Religion und Ordnung. Er schwankt in den Einzelfragen der Politik hin und her — gelegentlich bis zu den Extremen. Inkonsequent, wagt er nicht die Folgerungen seiner Prämissen zu ziehen. Bezeichnend ist dafür sein Verhalten gegenüber der katholischen Kirche und den Jesuiten. Ein Mann der Freiheit, schreckt er doch nicht davor zurück, im Kölner Kirchenstreit die Gewalttat der preussischen Regierung zu verteidigen, und ruft gegen die Gesellschaft Jesu den Staatsarm an mit der Begründung: „Ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet.“

In der Staatsanschauung vollzieht sich auch bei ihm, trotz täglicher kleiner Kurven, im ganzen ein Fortschritt zum Staate hin. Mit wachsender historischer Kenntnis überwindet er mehr und mehr die Staatsfeindschaft und die trostlose Einstellung gegenüber dem Staate als einer „von der leidigen Notwendigkeit gebotenen Maßregel wechselseitiger Sicherheit“, kommt aber dann nicht zu der für ihn eigentlich selbstverständlichen freien Form des Staates, zur Republik, sondern zur erblichen beschränkten Monarchie. Damit verschiebt sich sein Weltbürgertum ähnlich wie bei Dahlmann in ein Nebeneinander freier Staaten.

Für die Außenpolitik fehlte auch ihm bei seiner weltbürgerlichen Gedankenrichtung das Augenmaß, und den Zusammenhang von Wirtschaft und Politik erkannte er nur gelegentlich. Die Frage der deutschen Einigung beschäftigte

ihn seit dem Kriegsgeschrei Frankreichs im Jahre 1840 häufig, aber zu ihrer Lösung hat er im ständigen Widerstreit zwischen Freiheit und Einigung nichts Neues beige-steuert.

Bassermann, wiewohl im gleichen Jahre geboren wie Gutzkow (1811), ist von dessen Radikalismus nicht berührt. Bei ihm fielen so manche Antriebe weg, die den Literaten in seine Richtung drängten. Er entstammte dem demokratischen Südwesten Deutschlands, wo eine Reihe von Forderungen des Liberalismus längst erfüllt war. Er war der Sohn einer reichen Bürgerfamilie. So ist sein politisches Ideal der Staat des Bourgeois. Sein Kampf richtet sich nur gegen die Übergriffe der Bureaucratie, gegen Zensur, Ungleichheit und Polizeiregiment. Er ist zufrieden, wenn das Bürgertum Anteil an der Staatsregierung erhält. Auf Volksouveränität, wie wir sie verstehen, war er nicht aus, wiewohl man in seinen Kreisen viel von dem souveränen Volk redete. Nur die völlige Niederhaltung aller freiheitlichen Wünsche im übrigen Deutschland erklärt es, daß dieser Mann, der 1848 sich sogar entschieden gegen das allgemeine Wahlrecht wehrte, damals als ein so großer Vorkämpfer der Freiheit in Deutschland gefeiert wurde.

Ein Großes hat aber der badische Liberalismus vor den andern liberalen Richtungen Deutschlands voraus: er vergaß nie den Zusammenhang mit dem ganzen Vaterland. In dem Eintreten für dieses Ziel erreichte auch Bassermann den Höhepunkt seines politischen Lebens. Als er am 12. Februar 1848, noch vor der Pariser Februarrevolution, seine Motion begründete, die badische Regierung möge dahin wirken, daß beim Bundestag eine gemeinsame Volksvertretung für ganz Deutschland geschaffen werde, erstieg er den Gipfel der Volksgunst.

Axel v. Harnack hat in seiner schlichten, durch mancherlei neue Einzelheiten an Wert gewinnenden Biographie Bassermanns mit Recht diese Tatsache und das daran sich knüpfende Wirken des Politikers in Frankfurt bei der Nationalversammlung in den Vordergrund gestellt. Über seine Tätigkeit im badischen Parlament und seine politischen Anschauungen gibt er nur kurze Nachrichten. Was Bassermann in Karlsruhe vertrat, sind ja der Hauptsache nach die Ideen, die wir aus Rottecks und Welckers Staatslexikon genau kennen.

Der Gewinn aus diesen drei Lebensbeschreibungen von Männern, so verschieden nach ihrer Herkunft, ihrem Stande und ihrer Betätigung in der Politik, die aber alle drei, wenn auch in ungleichem Maße, einig waren in der Betonung der Volksfreiheit gegenüber dem absoluten Staat und dem Polizeiregiment ihrer Zeit, ist die Erkenntnis, wie verschiedenartige Kräfte beim Aufbau des Liberalismus einfließen, wie heterogene Bestandteile erst wirklich oder scheinbar ausgeglichen werden mußten, ehe die Partei sich zusammenschließen konnte. Man versteht danach, daß der Liberalismus mehr als jede andere Fraktion zu Spaltungen und Gegensätzen bis zu Extremen in seiner Geschichte neigte, und wird den Schluß ziehen, daß er auch weiterhin sich noch wandeln wird. In seiner Vergangenheit findet er immer Elemente, an die er anknüpfen kann.

Joseph Grisar S. J.